

Der Dichter und sein milder Richter

Für die ARD war das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser eine kleine Sternstunde

Es fing an mit dem Film zum Buch. Dann kam das Buch zum Film, die Zweitvermarktung des Blockbusters zwischen zwei Pappdeckeln. Nun hat die ARD mit einem ganz neuen Derivat verblüfft: dem „Gespräch zum Gespräch“ oder dem Instant-Remake vor der Kamera, was gerade fünfmal länger hinter verschlossenen Türen in den Fauteuils abgelaufen war.

Es war das langersehnte Heavyweight-Match Ignatz Bubis/Martin Walser. Zwei Monate lang hatten sie sich wie homerische Helden nur aus der Ferne angegrollt; jetzt hatten sie sich mit ihren Sekundanten im ledergepolsterten Büro des FAZ-Herausgebers getroffen – nachzulesen auf drei Seiten in besagter Zeitung. Doch zweieinhalb Stunden, das geht nicht im Fernsehen. Also mußte die Volksausgabe her, das Kondensat à la *Reader's Digest*. Das wurde auch visuell per Kulissenwechsel unterstrichen – durch Auszug aus der Nappaleder-Landschaft in eine Art Wohnküche mit Resopal-Tisch. Doch welche Ausgabe gilt?

Darüber dürfen sich Scholaren und Exegeten ein anderes Mal streiten. Festzuhalten hier und heute bleibt: Trotz fahrig-er Tonqualität hat die ARD am späten Sonntagabend eine kleine Sternstunde gehabt. Gerade weil die übliche Regie-Disziplin offenbar nicht zustandekam, rückten die beiden feindlichen Leitbulen Bubis und Walser automatisch in den Vordergrund. Das führte leider auch dazu, das der kluge Bubis-Sekundant Salomon Korn ebenfalls an die Wand gedrückt wurde.

Der Zuschauer konnte sich also auf die beiden Haupt-Figuren konzentrieren, die seit acht Wochen den Feuilletonisten- und Leitartikler-Teil der Nation in Atem halten. Hat er etwas gelernt, was er den Papierbergen noch nicht entnehmen konnte? Ja, zweierlei.

Erstens, daß vor deutschen Kameras trotz grassierender Brüll- und Brabbel-, Blödel- und Entblößungskultur doch noch vernünftige Gespräche zustandekommen. Zweitens, daß man *suaviter in modo*, aber dennoch hart in der Sache bleiben kann – ganz im Gegensatz zu jener verschwiemelten Versöhnungs- und Verständigungsrhetorik, die hierzulande die Diskussion gerade dann zuleistert, wenn sie interessant und überaus notwendig wird.

Deshalb ein Lob den beiden Bullen, die sich nicht vom versöhnelnden Einwurf eines Sekundanten irritieren ließen, wonach sie bloß „Variationen eines Textes“ vorgetragen hätten, wozu diese Diskussion den „kritischen Apparat“ beitrüge. Nein, wiewohl der Bubis dem Walser abnahm, daß der die „besten Absichten“ gehabt haben mag, lehnten es beide Herren höflich ab, irgendwelche Goldenen Brücken zu betreten.



NACHDEM sich Ignatz Bubis und Martin Walser (rechts) monatelang nur aus der Ferne angegrollt hatten, setzten sie sich jetzt vor die Kamera. Photo: ARD

Dieser Kritiker des Matches will aber gleich seine eigene Meinung hinzufügen: Bubis hat recht, und Walser versteht noch immer nicht, was er mit seiner Rede angerichtet hat. Seine publizistischen Freunde haben ihn mit dem Hinweis in Schutz genommen, daß des Dichters Sprache keine politische oder öffentliche, sondern eine „literarische“ sei. Weil sie sich auf anderer Umlaufbahn entfalte, dürfe sie nicht mit trivialer irdischer Elle gemessen werden.

Die Verantwortung des Dichters

Da blieb Bubis zu Recht gnadenlos. Am Resopal-Tisch wie auch anderswo hat er etwa so argumentiert. Erstens: Wenn ein Dichter im hochöffentlichen Raum namens Paulskirche auftritt, dann spricht er nicht als Poet. Zweitens: Gerade ein Wortgewaltiger wie Walser muß wissen, welche emotionalen Funktionen Wörter haben (linguistisch: welche Denotation mit welcher Konnotation befrachtet wird). Schließlich: Kein Literat oder Künstler kann an seiner Intention gemessen werden; über Bedeutung und Bewertung seines Werkes habe allein das Publikum zu befinden. Und dieses, so Bubis, habe den Dichter leider so verstehen müssen, daß nun ein „Schlußstrich“ unter die Vergangenheit gezogen, daß die Kultur der Erinnerung durch die des Wegschauens verdrängt werden möge. Ironisch: „Wieso sind 50 Jahre genug, wenn es 2000 Jahre nach der Kreuzigung Jesu nicht genug ist (mit dem Erinnern)?“

Die Wirkung sei deshalb fatal gewese-

sen, weil Walser den „Schlußstrichdenkern die Argumente geliefert“ habe, weil da endlich ein „Prominenter“ war, auf den „sie sich berufen konnten“.

Ganz kurz und knapp: Auch Dichter tragen Verantwortung für das Politische, das sie sagen. Just das wollte Walser nicht akzeptieren; das Gesagte war für ihn ein „Gewissensvorgang“ – als hätte er ganz alleine in der Paulskirche mit seinem Gott Zwiesprache gehalten. Tatsächlich aber hat er hochpolitisch und mit Ressentiment in der Stimme gesprochen. Er wollte nicht, daß „Deutschland als Bewährungsfall“ angesehen werde; „50 Jahre lang haben wir uns anständig verhalten, unterstellt uns bitte nicht bei jeder Gelegenheit den Rückfall.“ Wen meint er bloß damit? Bubis kann es nicht gewesen sein, denn der antwortete bloß ganz sachlich: „Ich sage nur, man muß die Geschichte auch nach 60, 100 Jahren noch kennen. Das ist keine Beschuldigung, kein Vorwurf, sondern, Leute, ihr müßt wissen, was Menschen Menschen antun können.“ Ja, ja, lautete Walsers Antwort, da war man sich einig.

Und wie steht es um den schrecklichen Begriff der „Instrumentalisierung“ von Auschwitz? Martin Walser, so Ignatz Bubis, habe ihm erklärt, daß er damit nicht die Juden, sondern nur die schrecklichen deutschen Medien meine. Bubis, milde: Er habe keinen Grund, Walser nicht zu glauben. Aber: „Wir müssen einen Weg finden für ein gemeinsames Erinnern. Wenn noch dieser Satz in Ihrer Rede gestanden hätte, dann wäre alles ganz anders.“

JOSEF JOFFE